

Frank Goyke

MÖRDER
im Chat


HINSTORFF

Prolog: Chatroom

Der Raum war ihm vertraut, obwohl er ihn noch nie betreten hatte. Für einen Moment hatte Miriam ihn verlassen, um sich eine Cola zu holen. Die Tür, die womöglich in einen Flur führte, stand einen Spaltbreit offen. Links von ihr befanden sich an der hell gestrichenen Tapete zwei Farbfotos, doch obwohl sie ein recht großes Format hatten, erkannte man den Inhalt kaum: Man ahnte eine mit roten Flecken bedeckte weiße Wand unter einem schrägen Dach und davor, aber das war schon ganz unsicher, Menschen in weißen Hemden, die etwas spielten oder vortrugen. Und auch die Hinterköpfe von Zuschauern waren vielleicht zu sehen. Trotzdem wusste Stephan Hagner, worum es sich handelte, weil er Miriam gefragt hatte: Die Aufnahmen stammten aus der Zeit ihres Freiwilligen Sozialen Jahres in Mittelamerika.

Unterhalb der Fotos, ebenfalls nur angeschnitten sichtbar, stand eine Kommode mit einer Blattpflanze obenauf. Außer der Lehne eines Drehstuhls war das alles, was Hagner von dem Zimmer zu sehen bekam.

Er wandte den Kopf nach links, zum Fenster. Große Tropfen schlugen gegen das Glas und vereinigten sich beim Ablauen zu Rinnsalen. Seit Tagen regnete es fast ununterbrochen in

der gesamten Nordwestschweiz, herbstlich, kalt und für Mitte Oktober etwas zu früh.

Vor dem Fenster war es dunkel. Hagner schaute auf die Uhr am rechten unteren Rand seines Monitors: 21:56. Seit mehr als zwei Stunden war er zu Hause.

Wie üblich hatte er seinen Arbeitsplatz im Hauptlabor von *Novartis* gegen sechs verlassen, hatte 18 Minuten später an der Station Hünigerstraße die 11 bestiegen und war dann in Richtung Innenstadt gefahren, so wie an jedem Arbeitstag. Und wie stets musste er auf die Tramlinie 10 umsteigen, wobei er sich, um für ein wenig Abwechslung zu sorgen, täglich exakt zwischen Universitätsspital und Schifffländle entschied, wo er *correspondance* machen würde: Bankverein, Aeschensplatz, Basel SBB oder – das war die letzte Gelegenheit – am Dreispitz.

Heute war er bis zum Dreispitz sitzen geblieben. Bei diesem Wetter war das ein Fehler gewesen, denn der Wind piff dort mächtig, vor allem durch die Münchensteinerstraße, auf der die stadtauswärts fahrenden Autos unaufhörlich lärmten. Hagner hatte sich zwar untergestellt, war aber trotzdem vom peitschenden Regen ziemlich gebeutelt worden.

Er schaute wieder auf den Bildschirm und stellte fest, dass Miriam noch nicht zurück war. 21:58. In zwei Minuten würden die Glocken des Arlesheimer Doms zu läuten beginnen. Vermutlich hatte Miriam nicht nur eine Cola holen, sondern auch austreten wollen.

Doch da kam sie. Wie es aussah, stieß sie die Tür mit dem Fuß auf, denn beide Hände waren blockiert, die rechte mit der Colaflasche und die linke mit einer Chipstüte. Miriams Webcam machte keine besonders guten Aufnahmen, sodass

Stephan die Colasorte nicht erkennen konnte, aber die Chips waren *Pringles* und es gab sie auch im Supermarkt von Arlesheim, seinem Heimatdorf, wo er noch im Haus der Eltern lebte.

Miriam setzte sich, lächelte ihn an und tippte einen Satz, der auf seinem Bildschirm erschien: *Habe Besuch bekommen*. Ohne dass er einen bestimmten Grund hätte angeben können, hatten sie sich für diese Form der Kommunikation entschieden bzw. hatte sich diese Form zwischen ihnen von Anfang an so ergeben, per Text und Bild, obwohl zumindest von seiner Seite auch Tonsprache möglich gewesen wäre. Sie aber wollte nicht skype, beziehungsweise nur halb, mit Bild, aber ohne Ton. Das war eine ihrer Eigenarten, oder genauer gesagt, die einzige, die er bisher an ihr wahrgenommen hatte. Sie konnten sich aber auch erst seit einem Monat.

M oder w?, fragte Stephan. Das konnte er wagen, so vertraut waren sie dennoch.

Miriam drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger, dann schickte sie sich an, die Antwort zu tippen. Doch in diesem Augenblick sah Stephan bereits, dass jemand in der Tür erschien.

Sofort klopfte sein Herz bis zum Hals, denn dieser Jemand, den er für einen Mann hielt, trug nicht nur schwarze Kleidung, sondern auch eine schwarze Maske. Eine Skimaske? Oder eine Strickmütze, in die er Öffnungen für Augen und Mund geschnitten hatte? Man konnte es nicht genau erkennen.

Warum eine Maske? War das ein Scherz? Denn Miriam schien ihn doch zu kennen? Sie sprach jedenfalls, und auch wenn es aussah, als wären ihre Worte an Stephan gerichtet,

konnte doch nur der Maskierte gemeint sein. Der gerade einen Gegenstand in die Höhe hob.

Stephan beugte sich vor, kniff die Augen zusammen ... Warum war Miriams Kamera nur so schlecht?

Aber das war doch ein Schwert? Ein Samuraischwert? Nein, auf keinen Fall. Ein Buschmesser? Ja, so sah es aus: Der Maskierte holte mit einer Machete aus!

Miriam, Vorsicht!, tippte er hektisch.

Das Messer sauste auf ihren Kopf zu. Stephan sah noch so etwas wie Erschrecken in ihren Augen. Schnell startete er das Aufnahmeprogramm Fraps 3.5.0.

Dann wurde die Klappe ihres Laptops geschlossen.

I Sturmflutseason

Das Entsetzen hatte einen Namen: *Trockendock*. Für gewöhnlich wurden auf solchen Docks Schiffe gebaut oder repariert, aber dieses Trockendock diente der Reparatur von Menschen.

Barbara Riedbiester bedauerte längst, gegenüber der Suchtberaterin des Polizeipräsidiums den Wunsch geäußert zu haben, mit dem Trinken aufzuhören; sie hatte sogar um Hilfe gebeten, aber das hatte sie schnell verdrängt. Sie bat nicht um Hilfe. Sie nicht! Drei Ausrufezeichen.

Nach mehreren ebenso ausführlichen wie peinlichen Gesprächen hatte ihr Frau Dipl.-Psych. Grünberg eröffnet, sie erwarte von allen Klienten, sich eine Selbsthilfegruppe zu suchen. So sagte sie immer: Klienten statt Patienten. Klientin Barbara fand eine solche Gruppe in der Broschüre *Angebote für Suchtkranke in der Hansestadt Rostock*, die ihr die Diplompsychose überreicht hatte. Heute hatte sie ihren ersten Termin beim *Trockendock e.V.*

Zu dem Verein gehörten mehrere Selbsthilfegruppen; eine traf sich auf dem Grundstück der Beratungsstelle am Wasserturm, einer Einrichtung der Evangelischen Suchtberatung, die sich in einer schönen Villa am Anfang des Dahlwitzhofer Weges befand – in einer solchen Villa sollten Trinker und andere Süchtige einen Weg zu zufriedener Abstinenz finden. Dieses

Schlagwort benutzte nicht nur die Diplompöchse häufig, es stand auch auf der Webseite des Vereins.

Für Barbara war es nur ein Sprung von der Dienststelle in der Blücherstraße, sie hätte den Weg durchaus zu Fuß absolvieren können, aber sie war mit dem Dienstwagen gekommen, weil der ihr einen sicheren Rückzugsraum bot. Aus dem Wagen heraus beobachtete sie drei Männer und zwei Frauen, die eher eilig als genussvoll zu rauchen schienen, ansonsten aber völlig unauffällig wirkten: Barbara vermutete in ihnen Gruppenmitglieder und war überrascht, hatte sie doch mit abgekehrten Gestalten gerechnet, mit eingefallenen Gesichtern. Wirkten die Abstinente zufrieden? Das konnte man nicht sagen. Andererseits: Gab es überhaupt noch zufriedene Menschen? Barbara hatte schon lange den Eindruck, diese Spezies sei ausgestorben.

Mit einem lauten, an Gott und das Universum gerichteten Seufzer stieg sie aus. Sie war aufgeregt, so als würde sie in wenigen Minuten vor Hunderten von Menschen ein Gedicht vortragen müssen, ihr Herz klopfte wild, vor allem aber hatte sie Durst. Vor 42 Tagen hatte sie ihr letztes Bier getrunken. Sie zählte die Tage wie ein Entlassungskandidat beim Militär, im Gegensatz zu ihm war sie jedoch froh über jedes Plus. In acht Tagen, beim Erreichen der 50, würde sie feiern. Zum ersten Mal nach längerer Zeit würde sie ihre Stammkneipe in der Stampfmüllerstraße aufsuchen, um vor den Augen der versammelten Säufel literweise Kaffee in sich zu schütten und um zu *triumphieren*.

Barbara näherte sich peu à peu. Zuerst einmal lenkte sie ihre Schritte zu der Anschlagtafel. Dort hing neben den Öffnungszeiten der Beratungsstelle und den Gruppenterminen

der Trockendocker ein Zettel, der auf die Existenz eines alkoholfreien Kellercafés hinwies. Aus den Augenwinkeln schielte sie auf die Gruppe, und die Gruppe beäugte sie. Natürlich wussten die genau, zu wem sie wollte, und Barbara wusste, dass sie wussten ...

»Hallo!« Jemand tippte ihr auf die Schulter.

Sie fuhr herum und schaute in das zerfurchte Gesicht eines uralten Mannes, eines wahren Hutzelmännchens, denn klein war er auch noch. Und er trug seltsame Kleidung, einen rentnergrauen Blouson mit Bündchen und eine Hose, die *ostig* wirkten – so etwas dachte Barbara als geborene Ostdeutsche nicht oft, aber hier traf es einfach zu. Wie hatte man den Stoff bloß genannt, aus dem die Hose zu bestehen schien? Silastik? Gab es dieses Material überhaupt noch?

Zu den vielen Dingen, die sie hasste, gehörte es, wenn sie jemand von hinten an der Schulter berührte; das war nur noch durch unerlaubtes Duzen zu toppen. Aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel und lächelte.

»Haben wir telefoniert?«, fragte das Männchen. Woher sollte sie das wissen, sie sah ihn zum ersten Mal.

»Kann sein ...«

»Du bist sicher die Neue?«

Barbaras Lächeln erstarb und wich einem eiskalten und so verächtlichen Ausdruck, dass das Männchen einen Schritt zurückwich.

Jonas Uplegger hatte eine enorme, für ihn eigentlich untypische Wut im Bauch. Mit heftigen Bewegungen fummelte er den Wohnungsschlüssel aus der Hose. Seine Arbeit ließ ihm schon oft genug zu wenig Zeit, sich um seinen Sohn zu küm-

mern – und nun hatte er sich auch noch in den Landesvorstand des *Bundes Deutscher Kriminalbeamter* wählen lassen.

Ich Idiot, dachte er. Als ihm der *Kofferträger* die Kandidatur angetragen hatte, hätte er einfach abwinken sollen. Aber nein, er stiefelte brav zur Jahreshauptversammlung, von der sich die Riedbiester abgeseilt hatte. Sie konnte doch gar nicht so viele Therapietermine haben, wie sie vorschob, aber jedermann nahm auf sie Rücksicht. Dass er einen fast 15-jährigen Sohn allein erzog, daran dachte keiner – weil er selbst es nur selten zur Sprache brachte.

12

Uplegger stieß die Tür mit einem Tritt auf. Warum hatte er genickt, als der Versammlungsleiter die Kandidatenliste vorlas und die Reihe an ihn gekommen war? Warum hatte er die Wahl später angenommen? Weil er einfach nicht Nein sagen konnte.

Barbara machte eine Alkoholtherapie; vielleicht sollte er eine machen, bei der man das Nein-Sagen lernte.

Im Flur fiel sein Blick auf zwei Paar Turnschuhe: die sauberen, fast parallel stehenden blauen Wildleder-*Adidas* im Retrolook gehörten seinem Sohn Marvin, die roten Stoffschuhe von *Converse* mit den aufgeplatzten Nähten und der Schmutzkruste, die wie Kraut und Rüben lagen, waren die des allerbesten Freundes Tim. Auf den war Uplegger manchmal heute noch sauer, schob er doch die Neigung seines Sohnes zur Selbstverstümmelung auf eine kurze, aber sehr heftige Vertrauenskrise zwischen den beiden Jungen. Längst waren sie wieder ein Herz und eine Seele, aber Marvin quälte sich und seinen Vater mit ständig neuen Piercings.

Uplegger streifte die Schuhe von den Füßen. Auf einen Verrat seines Freundes hatte Marvin mit Trauer und Aggressio-

nen reagiert, nur hatten sich diese Aggressionen nicht wie bei einem normalen Jungen nach außen, sondern wie bei einem Mädchen gegen sich selbst gerichtet: Für Uplegger jedenfalls war das Piercing ein Zeichen von femininer Autoaggression. Aufgrund dessen kam bei ihm immer mal der Gedanke auf, Marvin könne schwul sein. Er unterdrückte ihn, weil er ihn für grotesk hielt und weil er das Psychologisieren ablehnte, zumal er es ja nur zum Küchenpsychologen gebracht hatte. Und zum Mitglied des *BDK*-Landesvorstands, verflixt und zugenäht. Oder verfickt und zugehöhnt, wie Marvin manchmal sagte.

13 _____

Uplegger schickte sich an, auf Socken ins Wohnzimmer zu gehen und sich einen winzigen Grappa zu genehmigen, als sein Smartphone die Ankunft einer SMS anzeigte. Er zog das flache Gerät aus der Hosentasche und runzelte die Stirn, als er den Absender sah. Vielleicht hatte *BRied* etwas Dienstliches auf dem Herzen, vielleicht wollte sie ihm zur Wahl gratulieren – eine Gratulation wäre schlimmer. Egal, jetzt nicht. Uplegger öffnete seine karg bestückte Hausbar. Da ging noch eine SMS ein. Wieder von *BRied*. Wenn sie es so dringend machte, gab es vielleicht wirklich etwas Wichtiges auf der Arbeit, also öffnete er die Mitteilungen doch.

Sie surfen ja so gern im Internet, lautete die erste, können Sie nicht mal rausfinden, ob es noch Silastik gibt?

Uplegger verdrehte die Augen.

Ihr war dann noch etwas eingefallen: *Oder schreibt/schrieb man Silastik mit C?*

Uplegger tippte sofort eine Antwort: *Nein, Cilastik hieß es auf keinen Fall!* Dann öffnete er mit einem leichten Schmunzeln die Grappa-Flasche. Er hielt Barbara für eine Jungfrau,

aber sie hatte jedes Vierteljahr so etwas wie einen neuen Schwangerschaftstest. Unlängst waren es saure Drops gewesen, nach deren Existenz sie unbedingt fahnden musste, jetzt also Silastik.

Und sie musste immer das letzte Wort haben:

Ihr Humor ist so gut, hoffentlich mache ich mir vor Lachen nicht in die Cilastic-Hose.

14 Dabei war Barbara schon wenig später zum Heulen zumute. Sie waren zu zehnt. Robert, das Hutzelmännchen, moderierte die Gruppe, und weil »ein neues Mitglied zu uns gefunden hat«, wie er es ausdrückte, stellten sich erst einmal die alten Hasen vor: mit Vornamen und Suchtmittel. Für Barbara war das nicht nur ungewohnt, es kam ihr auch ziemlich absurd vor, denn es klang, als würden alle entweder Alkohol oder Alkoholiker heißen: Anna Alkohol, Manfred Alkohol, Robert Alkoholiker. Oder Jonah Alkoholiker, mit 37 der Jüngste im Bunde, der etwas später als Barbara gekommen und ihr sofort aufgefallen war. Er war groß und durchtrainiert, aber nicht übertrieben muskulös, er war blond und hatte blaue Augen und sah überhaupt nicht wie ein Trinker aus, sondern wie ein vom Leben verwöhnter Sunnyboy. Barbara mochte diesen Typ Mann eigentlich nicht. Aber dieser Jonah war schon ziemlich attraktiv.

Sie hatte nicht viel Zeit, ihm ihre Aufmerksamkeit zu widmen, denn schließlich kam die Reihe an sie. Alle schauten sie aufmunternd und erwartungsvoll an. Das war ja wie eine Hinrichtung. Allerdings wurde bei einer Hinrichtung wohl eher der Henker aufmunternd angeschaut und nicht der Delinquent.

»Ich bin Barbara«, murmelte sie mit gesenktem Blick. Nein, das ging überhaupt nicht. Und nun noch das Suchtmittel ... Nicht den Dienstgrad?

»Und dein Suchtmittel, Barbara?«, fragte Anna Alkohol in freundlich-einschmeichelndem Ton. Barbara hätte ihr gern das Gesicht zerkratzt.

»C-zwei H-fünf O-H!« Barbara konnte nicht anders.

»Das ist hier keine Chemiestunde«, sagte Wolfgang angesäuert und gar nicht zufrieden.

»Aber am Anfang blockiert fast jeder«, meinte Robert sanft.

»Alkohol«, sagte Barbara tapfer.

»Ist es dir noch peinlich, über deine Sucht zu sprechen?«, wollte Robert wissen.

Sie nickte und dachte zugleich: Du, dein, dir, dich – niemals!

»Kannst du uns noch mehr über dich erzählen?«

Über sich erzählen? Das hatte noch nie jemand von Barbara verlangt, außer der Grünberg, die ständig in der Kindheit herumstocherte. Da gab es auch nicht viel, was erzählt zu werden lohnte. Ihr Vater hatte gesoffen und seine Frau – ihre Mutter – geschlagen, dann war er an Krebs krepieret. Die Mutter war daraufhin nicht etwa aufgeblüht, nein, sie hatte den Vater verklärt und ihm nachgeweint und schließlich selbst mit dem Saufen angefangen. Für die Grünberg war das ein Schlüssel, Barbara fand das viel zu privat.

Anna Alkohol baute ihr eine goldene Brücke: »Fang doch einfach mit deinem Job an. Oder hast du keinen? Hartz IV? Musst dich nicht schämen, ich krieg's auch.«

Ja, du vielleicht, dachte Barbara gehässig. Laut sagte sie: »Ich arbeite bei der Kripo.«

»Och, von dem Verein hatten wir schon viele!«, sagte Robert. »Polizei, meine ich.«

»Und Zoll«, warf Manfred ein.

»Einmal war auch ein Staatsanwalt hier«, ergänzte Jonah. Barbara betrachtete ihn versonnen und dachte, wenn er ein deutscher Schauspieler wäre, würde man ihn in Hollywood einen SS-Mann spielen lassen. Aber das machten sie in Hollywood ja mit fast allen deutschen Schauspielern. Jonah trug einen Ehering.

»Gesoffen wird überall«, verbreitete Sabine Alkohol eine nicht ganz neue Weisheit.

»Lassen wir jetzt bitte Barbara zu Wort kommen«, rief Robert zur Ordnung. »Übrigens gehört es bei uns zu den Gepflogenheiten, jeden ausreden zu lassen«, fügte er hinzu.

Und Barbara dachte: Auch das noch!

Uplegger fühlte sich mit dem Grappa im Magen auch nicht besser und beschloss, ein Abendbrot für drei zu zaubern, musste dann aber feststellen, dass die beiden Knaben den Kühlschrank fast leergefressen hatten; es war erstaunlich, wie viel Nahrung in pubertierende Jungen hineinging. Einmal mehr lief es also darauf hinaus, dass er den Pizza-Notruf *Blizzzeria* anrufen würde, und im Grunde wusste er auch schon, welche Pizza jeder von ihnen nahm. Um ganz sicher zu gehen, dass sich die Geschmäcker nicht gewandelt hatten, betrat er den Flur. Er kickte Tims Turnschuhe aus dem Weg und näherte sich der Tür zu Marvins Zimmer. Kurz bevor er sie erreichte, registrierte er die Veränderung.

An der Tür befand sich seit langem schon ein Zettel im Querformat, auf dem bisher zu lesen gewesen war: *Eintritt*

nicht nur für Schneider verboten! Nun hatte Marvin ein neues Blatt angebracht, das mit einem Dreizeiler bedruckt war:

*Und wenn zu dir von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht:
Gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht.*

Das war ein starkes Stück, quasi eine Aufforderung zum zivilen Ungehorsam gegen die väterliche Autorität. Viel war von dieser Autorität zwar nicht mehr vorhanden, aber es war Uplegger sehr daran gelegen, wenigstens die Ruinen zu konservieren.

17 _____

Marvin und Tim saßen am PC und spielten jenes Strategiespiel, mit dem sie Stunden verbringen konnten und bei dem auch geschossen wurde. Sie waren an ihrer Schule, dem Innerstädtischen Gymnasium, bislang nicht Amok gelaufen, sie hatten noch nicht einmal in einem Supermarkt geklaut – aber irgendeinen Schaden musste das strategische Ballern doch anrichten. Vielleicht verführte es zum Verfassen väterfeindlicher Dreizeiler ...

»Hi, Paps!«, grüßte Marvin megalässig.

Tim hingegen, antikapitalistischer und antifaschistischer Sohn eines Hörgeräte-Millionärs sowie unter Verdacht, Gelegenheitskiffer zu sein, wusste, was sich gehörte. Er stand auf, deutete einen Diener an und sagte: »Guten Abend, Herr Uplegger!«

Und diese ganze Höflichkeit war nicht einmal ironisch gemeint!

Uplegger wusste es längst: Klischees waren die letzte Wahrheit, in ihnen vollendete sich die menschliche Kultur kurz vor

dem Aussterben der Gattung, mit dem stündlich zu rechnen war.

»'n Abend, Jungs. Von wem ist denn der kühne Spruch an der Tür?«

»Von mir«, erklärte Marvin mit Unschuldsmiene. Sein Blickwechsel überführte ihn der Lüge. Bevor Jonas Torquemada Uplegger jedoch den Verdächtigen genauer inquiren konnte, wurde an der Haus- oder bereits an der Wohnungstür Sturm geklingelt. Uplegger bedachte seinen Sohn mit fragendem Blick, der zuckte mit den Schultern.

Das Klingeln wollte nicht enden. Es erfolgte stoßweise und war von einer Penetranz, die man nicht ignorieren konnte. Uplegger ging zur Tür und betätigte die Wechselsprechanlage: »Ja?«

»Riedbiester«, meldete sich seine Kollegin, ganz außer Atem. »Machen Sie auf! Schnell!«

»Aber ...«

»Schnell, schnell! Das ist ein Notfall!«

Wie ein Notfall hörte es sich auch an: Sie schien keine Luft mehr zu bekommen und ersticken zu müssen. Uplegger drückte also den Knopf mit dem Schlüssel-Symbol und trat in den Hausflur, wo er seine Kollegin die Treppe hinaufkeuchen hörte. Trotz ihrer Atemnot war sie erstaunlich behände.

»Mann, Uplegger, ich komme gerade ...« Sie musste abbrechen, öffnete ihre Handtasche und entnahm ihr ein Taschentuch, mit dem sie sich die Stirn trocknete. Trotz herbstlicher Kühle schwitzte sie. »Ich komme gerade von der Selbsthilfegruppe. Dalwitzhofer Weg, also gleich um die Ecke. Oh mein Gott, Uplegger, ich brauche sofort einen Schnaps!«

»Aber das kann ich nicht machen!«

»Doch, doch, doch, machen Sie nur! Es ist so furchtbar. Alles Säufer!«

Uplegger machte eine halbherzig einladende Geste zur Wohnungstür: »Na, nun kommen Sie erst mal herein.«

Barbara nickte. Sie schob sich an Uplegger vorbei in den Flur, er folgte ihr und schloss die Tür. Marvin und Tim steckten neugierig die Köpfe aus der Zimmertür.

»Hallo!«, rief Marvin und hob die Hand zum Gruß.

»Hallo«, erwiderte Barbara.

»Wer ist denn das?«, erkundigte sich Tim.

»Kollegin meines Vaters.«

»Die ist ja ganz schön ...«

»Ssst«, zischte Marvin, dann machte er die Tür zu. Barbara ging unaufgefordert ins Wohnzimmer und ließ sich auf die Couch plumpsen. Sie sah das Grappa-Glas und sagte: »Ich auch.«

Uplegger schüttelte den Kopf.

»Sie wissen doch, dass Sie keinen Tropfen zu sich nehmen dürfen, nicht einmal in Form von Hustensaft.«

»Von mir aus würde ich auch Rasierwasser trinken. Sie machen sich ja keine Vorstellung ...«

»War es denn wirklich so schlimm?«, fragte Uplegger mit-
leidig.

»Ein Alptraum! Wie in diesen Filmen, diesen amerikanischen Psychotherapie-Parodien ... Man sitzt im Kreis, weil dann jeder jeden sehen kann ... Sie wissen, das gilt als kommunikationsfördernd. Bei mir würde ja eher die Anonymität eines Beichtstuhls den Redefluss anregen ... nur ein Glas?«

»Bitte, bringen Sie mich nicht in die Lage, den Erziehungsberechtigten spielen zu müssen.«

»Den *spielen* Sie doch sowieso schon!« Diese Spitze konnte sie ihm nicht ersparen. »Ja, und dann redet man eben! Und man duzt sich! Stellen Sie sich das vor, Uplegger, ich musste mich von einer Hand voll Säufern duzen lassen! Trockene Säufer, aber trotzdem!«

»Sie sind doch selbst ...«

»Nein!« Barbara schlug mit der flachen Hand auf die Lehne. »Mich verbindet nichts mit diesen Menschen, nicht das Geringste. Ich gehe ja auch nicht zu Gruppen von Leuten mit fettigen Haaren ... Obwohl ich da lieber hinginge, denn vielleicht finde ich endlich das richtige Shampoo. Ein halbes Glas? Bitte!«

Erneut schüttelte Uplegger den Kopf. Er war ohnehin frustriert. Nicht genug, dass er zwei testosteronüberschwemmte Bengels im Haus hatte, die hungrig waren, nun musste er auch noch Sozialarbeiter für seine Kollegin spielen – das war eindeutig zu viel. Er verkniff sich eine entsprechende Bemerkung und fragte stattdessen: »Haben Sie Hunger?« Noch während er die Worte sprach, schalt er sich für seine ewige Feigheit.

Barbara verneinte. Ihr Handy, ein vorsintflutliches Modell, das seit Jahren seinen Dienst tat, meldete sich mit der Melodie von *Lady Greensleeves*. Nur Sekunden später begann Upleggers Smartphone in seiner Hosentasche zu vibrieren. Den Wettbewerb *Wer geht schneller ran?* gewann Barbara um ein paar Lidschläge.

Keine zehn Minuten später saßen sie in ihrem Wagen und legten den Weg zur Dienststelle ohne Sondersignal in 2,42 Minuten zurück.